

Die Mutter

Autor(en): **Hacker, Frieda**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **39 (1935-1936)**

Heft 5

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665477>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

verständnis gebe! Mißverständnisse sind schrecklich, sie wachsen mitten aus der Liebe heraus, sie wachsen zwischen die Herzen hinein und sprengen sie voneinander. — Sinnet daran, denket an uns und habt einander immer lieb, denket dra, ih luge uf ech! — Resli, gang, lauf, rüef se, es duret nimme lang, ih gspüres, — es wird mir so kalt, ih möcht se noh alli gseh. Lauf spring!”

Als er draußen war, frug Alenneli Anne Mareili: „Gäll, du hest mr ne lieb un lebst ihm z'Gfalle?“ Da sank Anne Mareili vor dem Bett auf die Knie und schluchzte: „O Mutter, o Mutter, Ihr seid kein Mensch, ein Engel seid Ihr; o, wenn ich sein könnte wie Ihr!“ „Nein, kein Engel, e schwache Mönsch“, sagte Alenneli, „aber üse Herrgott macht mi vielleicht drzu. Wenn d' dr Wille hest u nit vo üsem Heiland lahst, du wirst o eine, wirst besser als ih, du hest e herteri Schuel gha als ih. — Lieb mir ne geng u bis ufrichtig, er ist mr o grusam lieb gsi, ume z'lieb, aber er ist o ne guete; e bessere Bueb gits nit uf dr Welt. — Gäll, du hest mr ne lieb, u schickst di i ne! — Glaub mr, es geit dr guet, du weißt no nit, wie guet er ist, u wie er es Herz het. — Es het mi hert von ihm, er ist mr lieb, ih chas nit säge, aber üse Herrgott wird mrs wohl verzieh, er het mr ne ja gäh. — Hääb mi e weneli,

ih möcht uffike. — Es wird mr so wunderbarlich, so kalt und doch so heiter vor de Auge; geit mr scho die anderi Welt uf? — Wenn sie doch chäme, ih würd se gern gseh, alli bi enander; e nu so de, so ha nih doch dih gseh. — Wenn er krank wird, gäll, du hest Sorg zu n ihm und wehrst ihm ds Werche ab? — Ghörst nüt, chöme si? — Wenn sie nume chämte. — Deck mi besser, es ist, als wetts mi früre ums Herz. — Wenn d'zorni wirst, erzeigs nit, gang dänne u bet es Vater Unser! — O Gott, Gott, witt mih, es düecht mi, ih gseh mi Muetter!”

Da kamen die Gerufenen, weinend, in voller Hast. Anne Mareili erschrak plötzlich, wollte Platz machen am Bette, es war ihm, als hätten die anderen näheres Recht; es ward ihm auf einmal wieder so fremd und leid ums Herz. Aber Alenneli hielt seine Hand und sagte leise: — „Ueses King! Heits lieb! Es ist jez die neuu Muetter. — Zürnet mir nüt, u sinnet albe einist a mi!“ — U du, bhääb mi lieb!“ sagte Alenneli zu Christen, „ih will dr o nes Bläßli sueche im Himmel.“ — Dann nahm es seine Hände zusammen, die blaffen Lippen bebten, in eigenem Glanze schlug es seine Augen empor, um eine gute Frau, um eine gute Mutter war die Erde ärmer.

Aus: Geld und Geist.

Zu meinem Geburtstag.

Ich denke heut' an meiner Mutter Leiden,
Da Leib und Seele unter Schmerz erbebten,
Und da die Lebensflämmlein von uns beiden
Lang schwankend zwischen Tod und Leben schwebten.

Ich denke heute an mein langes Leben,
Wie ich gekämpft, gefehlt und viel verschuldet
Und wie die Mutter manches Jahr daneben
So vieles still ertrug und still erduldet.

Und wie sie endlich wie verklärt, in Frieden
Leise und stumm in eine höh're Welt entschwunden,
Indessen ich, ihr Sohn, — — hienieden
Den stillen Weg der Mutter nicht gefunden.

Max Baiter.

Die Mutter.

Von Frieda Hacker.

Die Bäuerin steht im Hof. Groß, wuchtend breit, das Gesicht voll Sorge. Schwer ist's, immer allein über den großen Hof die Oberaufsicht zu halten. Der Mann seit Jahren tot, der einzige Sohn kränkelnd. Den hat's an der Lunge. Mag sein, daß sein Leiden sich mit den Jahren bessert; kann aber auch sein, daß er so kränklich bleibt sein Leben lang. Sie ist sechzig Jahre alt. Gut fünfzig schon arbeitet, schuftet, rackert sie. Und der Körper ist ja doch nur Staub, und die

Knochen halten nicht ewig. Weh tut ihr das rechte Bein schon lange, bis zur Hüfte zieht sich der stechende Schmerz. Manchmal wird ihr das Gehen, das Bücken, das Stiegensteigen sauer. Knechte und Mägde machen sich das jedesmal zunutze, faulenzten oder stehlen.

So geht's nicht weiter. Jemand muß auf den Hof als zweites wachsaues Augenpaar, jemand, der Kraft hat und schwere Arbeit leisten kann. Der Josef, der Sohn, muß heiraten.

Wenn ihn aber keine will? Daß er ein Lungenleiden hat, weiß das ganze Dorf. Eine Reiche, die ihm ebenbürtig ist, wird es sich wohl überlegen. Eine Arme will sie nicht hereinlassen. Die herkommt, muß Ansehen haben, muß stark sein, muß arbeiten können und wachen Blick haben, der das Gesinde straff im Zaun hält.

Sie steht mitten im Hof, den Kopf gesenkt, die Faust unterm Kinn. Aus dem offenen Stubenfenster kommt das trockene Hüfteln des Sohnes. Langsam geht sie über den Hof, den vergrübelten Blick in die Ferne geböhrt, geht durchs Gattertor hinaus, wo das Korn gelbe Wellen wirft und warmen Brothauch ausatmet.

Groß und reich ist der Besitz. Wenn der Sohn gesund wäre, würde er arbeiten wie eben ein Bauer auf seinem Boden arbeiten. Und er hätte ein Weib, um das ihn alle beneiden müßten. Sie hat in ihrem Mutterherzen von Anfang an so viel für ihn haben wollen. Nun bekommt sie nichts, das ihren Mutterstolz befriedigt.

Hinter dem Kornfeld drüben geht eine mit einem Brief in der Hand zum Dorf hinunter. Die Bäuerin trägt schon tagelang einen Brief in der Tasche. Noch niemand hat Zeit gefunden, den ins Dorf zu bringen.

„Du!“ ruft sie übers Feld. Die drüben bleibt stehen. Die Bäuerin winkt ihr in ihrer herrischen Art, stehenzubleiben. Es dauert eine Weile, bis sie mit ihren schweren Beinen bei dem Mädchen anlangt. „Nimm mir diesen Brief mit. Ich sehe, du gehst zur Post.“ — „Ja.“ — „Wer bist du?“ — „Die neue Obermagd auf dem Reschenhof.“ — „So. Also vergiß mir meinen Brief nicht!“ — Die Junge nickt, geht weiter. Die Bäuerin bleibt stehen, schaut ihr nach. Schätzt den kräftigen Wuchs der jungen Person ab. Dann geht sie langsam wieder dem Hof zu.

Der Josef ist immer still. Ein fremder träumender Glanz liegt in seinen Augen. Das ist von dem Leiden. Der Mutter krampft es das Herz zusammen, wenn sie denkt, wie er sein könnte mit seiner großen Gestalt, wie er über den Acker schreiten könnte, ein Hüne, wie sein Vater, und wie ihn die Krankheit schmal macht. Er ist immer sanft und freundlich, alle haben ihn gern.

Am nächsten Tag geht die Bäuerin zum Wirt nach Seebach. Der kennt stets alle heiratsfähigen Töchter hier und in den Nachbarorten.

„Weißt mir eine für meinen Sohn? Ich zahle dir die Vermittlung.“ — „Muß sie reich sein?“ fragt er. — „Arm natürlich nicht!“ wehrt sie sich.

— „Hm, ob eine Reiche ihn will. Wegen der Lunge, meine ich.“ Ihr zieht es die Lippen verbittert herab. Er beteuert: „Wenn ich aber einmal eine weiß . . .!“ Seinem Gesicht sieht sie es an, daß von dem da nichts zu hoffen ist.

Sie gibt den Kampf nicht verloren. Vom Viehmarkt her kennt sie einen kleinen Makler, der auch Heiraten vermittelt. An den ist der Brief gerichtet, den sie unlängst tagelang in der Tasche trug. Wenn die fremde Magd den Brief nur verläßlich besorgt hat.

Ein paar Tage nach der Absendung des Briefes schnauft der Makler auf den Hof. Die Bäuerin gibt ihm ihren Auftrag klipp und klar. Begütert, kräftig, anständig soll sie sein, die er ihr für den Sohn bringt.

Das Männlein überlegt, räuspert sich. Tja, irgend einen Fehler muß man in Kauf nehmen, weil der Josef den Husten hat, nicht?

„Was für einen Fehler hat die, welche du meinst?“ fragt sie und schaut ihm scharf in die Augen. Er windet sich. Sünder seien wir alle. Sie brächte halt ein lediges Kind mit. Die Bäuerin steht mit einemmal steil vor ihm, reißt die Tür weit auf. Geduckt geht er. Was will die denn? Hat ihr Sohn einen Fehler, darf die Braut auch einen haben.

Die Bäuerin steht mit lautem Atem da. Solche also schlägt man ihrem Sohn vor? Sie wird nicht mehr suchen. Sie wird sich rackern und schinden solange es geht. Es brennt ihr wie eine Wunde im Herzen, daß ihr Mutterstolz sich so ducken muß, daß ihr Sohn keiner Reichen gut genug ist.

Sie arbeitet. Vier Monate geht es. Das Korn ist längst eingebracht. Die Erde liegt schwarz da. Schnee fällt darüber und behütet die Wintersaat. Nun kriecht der Bäuerin das Stechen auch schon ins Kreuz hinauf. Weder der Arzt noch die Heilkräuterbäder helfen. Sie will keinen Stock nehmen, wegen der Dienstleute. Die würden ihre Schwerfälligkeit nutzen, die müssen spüren, daß sie noch Kraft hat, daß sie zu jeder Zeit auftauchen kann, unerwartet und streng.

Mit dem Josef will sie nicht darüber reden. Sein Sinn ist so verträumt. Würde sie ihm etwas vom Heiraten sagen, er wäre imstande, ihr in einiger Zeit zu verkünden, daß er diese oder jene, die unmöglich für den Hof taugt, nehmen will. Sie schweigt es also in sich hinein, beobachtet mit Grimm, wie das Stechen sich immer zäher in ihren Körper einfrisst.

Eines Tages tauscht sie beim Reschenbauer

Bieh. Sie ist durch den dicken Schnee hinübergegangen, hat den Schmerz bei jedem Schritt niederstampfen wollen. Bläß trotz scharfer Kälte, kommt sie drüben an. Untersucht die Kinder, die sie holen will. Beim Reschenbauer ist großer Kummel. Er war ein halbes Jahr Witwer und will nun wieder heiraten. Im Haus ist großes Rüsten für die neue Frau.

„Weißt du mir einen Dienstplatz für meine Obermagd?“ fragt er die Bäuerin. „Sie ist tüchtig wie kaum eine. Wie ein Mann. Aber ich brauche sie nicht mehr, denn nun wird mein Weib hier schaffen!“ Seine Augen glänzen. „Welche heiratest du?“ fragt sie. — „Die Agathe Leitner.“ Auch an die hat sie für ihren Sohn gedacht. Sie steht und schaut vor sich hin. „Die Obermagd ist eine Bravel!“ sagt er. Sie denkt nach: Obermagd? Sie hat noch nie eine gehalten, obwohl ein so großer Hof es erfordert hätte. Obermagd war sie selbst. „Ist es die Große, Starke mit dem braunen Haar?“ fragt sie. — „Eben die! Ich kann sie rufen, wenn du willst.“ — „Schick sie nach Feierabend zu mir. Ich werde mit ihr reden.“

Sie geht heim, die Hand auf die schmerzende Hüfte gepreßt. Ein neuer Ausweg: eine Obermagd. Vielleicht geht es so eine Weile weiter. Aber was wird sein, wenn sie selbst ganz mürrisch und alt wird? Wer wird da dem Josef den Hof zusammenhalten, falls er nicht ganz genesen wird?

Gegen Abend kommt die Obermagd des Reschenbauers. „Brigitt' heiß ich,“ sagt sie unter der Tür. Die Bäuerin sitzt am Tisch, fragt nach Herkunft, Alter, Dienstplätzen. Buchstabiert die Zeugnisse. Schätzt wieder mit aufmerksamem Blick die blühende Kraft dieser hochgewachsenen, breit-hüftigen jungen Person. „Wann bist du frei?“ — „Sobald ich will.“ — „Dann sag' dem Reschenbauer, ich möchte dich von morgen an haben.“

Die Bäuerin führt die Junge in die Arbeit ein. Knechte und Mägde mucken auf. Sie wollen keine Obermagd. Die Frau sagt mit hartem Ton: „Wem's nicht paßt, der kann gehen!“ Keiner geht.

Wenn die Bäuerin der Brigitt eine Arbeit anschafft, erwidert die oft, diese Arbeit sei schon getan. Der Reschenbauer hat seine Obermagd nicht umsonst gelobt. Die Bäuerin darf es sich jetzt manchmal gönnen, in der Stube zu bleiben, auszuruhen.

Der Josef fragt einmal mitten in der Stille:

„Hast du gesehen, was für dichtes Haar die Brigitt hat?“ Die Bäuerin hebt die Augen gegen ihn. Ein Schreck fährt ihr ins Herz. Daran hat sie noch nicht gedacht: Will er vielleicht die Brigitt? Zieht ihn ihre warme Kraft? Eine Magd heiraten? Er? Nein! Da wird sie sich dazwischenstellen! „Mich geht das Haar der Brigitt nichts an und dich auch nicht!“ sagt sie schroff. Er hört es vielleicht gar nicht, er steht am Fenster und schaut hinaus. Seit einiger Zeit kann er wieder mehr arbeiten. Es ist wie neue Lebenskraft in ihm. Schaden kann es ihm nicht, und Arbeit ist Freude. Ihr ist es recht. Aber das mit der Brigitt und ihm wäre ihr nie und nimmer recht. Mißtrauisch lugt sie jetzt immer hinter der Brigitt her, ob die den Sohn nicht locken will, ihm nicht Blicke wirft. Nichts tut die Brigitt. Sie hat ihre Arbeit und einen eigenen festen Ernst im jungen Gesicht. Allmählich beruhigt sich die Bäuerin.

Aber den Josef hat's gepackt. Die will er. Diese Kraftstrogende, die still und fest schafft, die warmbraunes Haar und warmbraunen Blick hat. Die Bäuerin fängt eines Tages einen verliebten Blick auf, mit dem er die Brigitt verfolgt. Am selben Tag noch nimmt sie das Mädchen in ihre Kammer und sagt: „Du weißt, der Josef ist kränklich. Solche Leute haben manchmal jähe Launen. Wenn er dir also vielleicht was vom Heiraten sagt, dann weise ihn ab. Du weißt es selbst, daß nur eine Hofstochter zu ihm paßt!“ — „Das weiß ich.“ — „Richte dich danach. Und vergiß es nicht. Denn zustimmen würde ich nie! Merk' dir das!“ Die Bäuerin geht aus der Kammer. Die Brigitt steht und schluckt. Legt die Hand aufs Herz. Sei still, Herz! Und die Brigitt schaut weg, so oft der Hofsohn an ihr vorbeikommt. Damit er nicht sieht, was in ihren Augen für ihn geschrieben steht.

Die Frühlingsstürme kommen. Der nagende Schmerz frißt sich der Bäuerin tiefer in die Knochen. Das Aufstehen am Morgen ist Pein. In solchen Augenblicken preßt ihr die Angst die Brust zusammen. Nicht Angst um sich, sondern um den Sohn, der Knechten und Mägden ausgeliefert sein wird, wenn sie stirbt. Dann wieder bäumt sie sich. Sterben? Warum denn? Sie ist nicht so alt.

Das Herz will nicht mehr. Herzanfälle kommen. Die Riesenkraft der Bäuerin wehrt sich dagegen. Jetzt kann sie oft tagelang nicht mehr aufstehen. Ihr blau-weiß gewordenes Gesicht fällt immer mehr zusammen. Die Angst flackert groß

in ihren Augen: Was geschieht mit dem Sohn? Wer wird sich mit Kraft und Liebe schützend zwischen ihn und das harte Leben stellen? Und oft brennt sie der getretene Mutterstolz: Sie wollte ihn zum Altar gehen sehen neben einer, um die jeder ihn beneiden mußte, hinter sich den stattlichen Zug einer hochangesehenen Familie... Sie selbst war noch Tochter einer Magd.

Der Josef ist oft am Krankenbett, aber die Bäuerin weist ihn barsch hinaus. Er soll von dem Jammer, ihr beim langsamen Sterben zuzusehen, verschont bleiben.

Die Brigitt kommt fast stündlich von der Arbeit herein und sieht nach der Frau. Die Bäuerin fragt mit kranker keuchender Stimme nach diesem und jenem. Jede Arbeit ist getan. Die Brigitt hält den Hof in sanften festen Händen.

Einmal packt die Bäuerin die Hand der Magd. Schluckt und würgt. Die Brigitt neigt ihr mitleidiges Gesicht zu der Kranken hinunter.

„Du!“ Die Bäuerin drückt unruhig die Hand der Magd.

„Ja?“

„Nichts.“ Die Bäuerin schleudert die Hand weg. Die Brigitt geht leise zur Tür. Die Bäuerin ruft sie zurück.

„Du sollst den Josef heiraten! Gut sein zu ihm! Nicht herumstoßen, wenn er krank ist und unnütz wird im Haus! Nicht wie einen Knecht behandeln! Hörst du? Schwör', daß du gut sein wirst zu ihm!“



Altes Aargauer Bauernhaus „Im Brändli“, Uerkheim.
Phot. Werner Neuschwander, Uerkheim.

Die Brigitt hebt mit ernstem, von innenher strahlendem Gesicht die Hand zum Schwur.

Die Bäuerin winkt ihr, zu gehen. Legt sich friedlich zurecht. Nun ist ihr Stolz überwunden, ihr Sohn versorgt, ihr Haus bestellt. Alles ist in gute Hände gegeben. Ihr Blick, dicht an der Grenze des Lebens stehend, sieht weit ins Künftige hinein. Sieht Wohlstand und Liebe im Hause.

Wie ein Kleid, das man im ewigen Leben nicht braucht, fällt der Stolz von ihr ab. Mag ihr Sohn eine Magd nehmen, wenn er es nur gut hat.

In der folgenden Nacht kommt der Tod und nimmt ihr die Bürde des Lebens von den Schultern.

Familie und Erziehung.

Von E. A. Fuchs.

Drei Mächte formen in der Hauptsache das Bild des werdenden jungen Menschen: Familie, Schule und Leben. Die beiden ersten Erzieher suchen bewusst, planvoll ein Ideal zu gestalten, während das Leben regellos, unabsichtlich, zufällig beeinflusst; seine harte Zucht ist nicht selten ungemein erfolgreich; seinem eisernen Zwange fügt sich in der Regel, wer sich sonst auch noch so schwer erziehen ließ. Aber wie häufig zerbricht das unbarmherzige Leben auch, wie oft macht es durch Schaden erst klug, und vor allem, wie

setzt dieser gestrenge Erzieher nicht selten erst spät ein, wenn es — schon zu spät, wenn schon Unwiederbringliches längst dahin ist. Daher ist es umso nötiger, daß sich Familie und Schule auf ihre Erziehungspflicht besinnen, daß schon ein gewisses Ziel erreicht ist, wenn der junge Mensch in das eigentliche Leben eintritt.

In der Pädagogik hat sich heute der Gedanke durchgesetzt, daß die Schule in erster Linie Erziehungsstätte sein soll. Die heutigen Gedanken vom Arbeits- und Gesamtunterricht, vom Bil-